

Nachweise erbringen kann«¹⁰. Doch darf bei aller wissenschaftlichen Unzuverlässigkeit astrologischer Lehren darüber nicht das Große und geschichtlich Wertvolle übersehen werden. »Die Astrologie ist tot, insofern sie mit untauglichen Mitteln Wissenschaft sein wollte; aber was dem ins Leere greifenden Wahn einst Urgrund und Sinn gab, lebt fort und wird immer wiederkehren in dem unzerstörbaren Verlangen der Menschennatur nach einem einheitlichen Weltbild.«¹¹

Gegenüber den bettelhaften und armseligen Elementargöttern und astrologischen Schicksalsmächten (Gal. 4, 10) sah das Christentum von Anfang an im Gestirnkult das Erbe der heidnischen Antike und kannte nur entschlossene Abwehrstellung vor allem wegen des Ausforschens des göttlichen Willens und der völligen Schicksalsgebundenheit durch den ehernen Gestirnmechanismus mit seiner Vernichtung alles sittlichen Strebens. Dekrete der Konzilien (Johann III. 561, Sixtus V. 1586, Urban VIII. 1631), Kirchenväter und Kirchenschriftsteller sehen in der Astrologie wegen der mit ihr eng zusammengehörenden Magie eine »teuflische Kunst« und Verrat am Vorsehungsglauben. Der Glaube an Gottes Vorsehung bietet mehr kindliches Sichgeborgenfühlen als aller astrologische Spuk, da er in wunderbarer Weise menschliche Willensfreiheit und göttliche Allwissenheit in Einklang bringt. Die uns angeborene Sucht, die Geheimnisse der Zukunft zu entschleiern, zügelt er durch das Vertrauen auf Gottes Vorsehung, die uns jene Kraft und Gnade schenkt, daß wir in eigener Selbstbestimmung unser Glück erringen nach einem Worte von Angelus Silesius: »Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen das farbenlose Meer der Gottheit malen«, oder nach der Mahnung, die der getreue Illo dem in sein Verderben rennenden, den Sternen blind vertrauenden Wallenstein warnend zurief:

»In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus!«

¹⁰ Gundel, Sternglaube, Sternreligion und Sternorakel (Leipzig 1933) S. 150.

¹¹ Boll a. a. O. S. 82.

Umfchau

„Die Theologie der Hellenen.“

Es lag etwas Tragisches darin, daß Hermann Useners Werk »Götternamen« (Bonn 1896), in dem der große Philologe und Kenner der alten Religionen den Hauptertrag einer langjährigen Forschungsarbeit über die Anfänge der griechischen Religion und damit, wie er meinte, im wesentlichen auch der Religion schlechthin, niedergelegt zu haben glaubte, verhältnismäßig kühl aufgenommen wurde. Die Grundabsicht, die das Buch durchführen wollte, bestand darin, daß durch Analyse der religiösen

Worte, namentlich der Fülle von Abstraktionsgöttern und von Numina, die auf einen bestimmten Wirkbereich eingengt sind (sogen. Sondergötter), die älteste religiöse Begriffsbildung erschlossen werden sollte. Das wesentlich philologische Verfahren des großen Gelehrten schien schon überholt, als er mit dem Werke hervortrat. Es meldeten sich die verschiedenen, in rascher Folge einander ablösenden Theorien über den Ursprung der Religion, die zwar jeweils eine Vereinfachung eines religionsgeschichtlichen Einzelbezirktes wa-

ren, aber doch in der wissenschaftlichen Erfassung eben dieses Sonderbereiches einen bedeutenden Fortschritt darstellten: Animismus, Totemismus, Manismus uff. Sie alle wollten verhört werden, wenn es um die Entstehungsdeutung der ältesten griechischen Religion ging. Eine völlig veränderte Lage schufen die Entdeckungen von A. Ewans auf Kreta. Sie erschlossen die großartigen Reste jener Kultur, die der Entdecker die minoische zu nennen liebt. Man erkannte, daß die schon von Schliemann erschlossenen mykenischen Überreste vielfach von dieser altkretischen Kultur beeinflusst sind. Die altkretische Religion ist nur aus allerdings sehr zahlreichen Überresten kenntlich und, da die erhaltenen Schrifttafeln, die sich zum Teil gewiß auf die Religion beziehen, noch nicht deutbar sind, in sich selber in vielen Stücken rätselhaft. Dessen ungeachtet machte man sich doch bald an die Arbeit, den Einwirkungen dieser Religion auf die frühgriechische nachzugehen. Man kann sagen, daß diese Bemühungen die Kraft der meisten Erforscher der griechischen Religion in den letzten Jahrzehnten beansprucht haben. Jüngst ist dann allerdings wieder die Neigung zu umfassenden Gesamtdarstellungen hochgekommen, der wir die schönen Werke von Wilamowitz und O. Kern verdanken. Auch die Bücher von W. F. Otto sind aus ähnlichem Willen zur Gesamtschau entsprungen.

Eckart Peterich sucht in seinem neuen achtungsgebietenden Werk: »Die Theologie der Hellenen« die Haltung einer verstehenden Einfühlung in die religiöse Seele des alten Griechentums erneut vor allem auf dem Felde zu betätigen, das Useners philologische Forschungen in seiner Bedeutung herausgestellt hatten. Er weicht von Usener wie auch von dem Großteil der deutschen Altertumsforscher unserer Zeit darin ab, daß er überzeugt ist, erst eine innerliche Verknüpfung der griechischen religiösen Kulturwerte mit dem christlichen religiösen Geistesbesitz werde das Beste an der Religion der Griechen sichtbar machen. Wie er zum Unterschied von so vielen Altertumsforschern dem überkommenen Christentum durchaus bejahend gegenübersteht, so glaubt er auch, daß die alten griechischen Worte über das

Göttliche Trümmer einer der Uroffenbarung nahestehenden wirklichen Theologie seien, die zu sichten und zu sammeln es sich durchaus lohne. Darum ist der zweite Teil des Werkes mit seiner Aufschrift »Griechische Gedanken über das Göttliche« der Hauptteil des Buches. Er ist umrahmt von zwei weiteren Stücken. Vorausgeschickt ist eine Unterfuchung, die gewissermaßen die Wege zur Hauptarbeit bloßlegt, indem »Tatsachen und Vermutungen« über die ältesten Gottesvorstellungen, so das Verhältnis der Religion der Danaer zu der pelagischen und minoischen und ähnliche Vorfagen, behandelt werden. Als dritter Teil schließt sich an das grundlegende Mittelstück die Darstellung der Theologie der Vorsokratiker, insbesondere aber des Empedokles und der mit ihm verknüpften unteritalischen Schule an. Es ist ein großes Verdienst des ebenso unterrichteten wie geistvollen Verfassers, die Probleme der alten griechischen Religion in dem Sinne auf neue gestellt zu haben, daß er ihr den Vorrat religiöser (oder wie er zu sagen vorzieht, göttlicher) Namen, der in hohe und höchste Zeit hinaufreicht, nicht nur sprachgeschichtlich, sondern vor allen Dingen »theologisch«, d. h. nach den dahinterstehenden tieferen religiösen Gedanken zu verstehen sucht. Die Worte, die in Frage kommen, bezeugen nach ihm den Glauben an eine Welt religiöser Mächte, die sich um die Begriffe Erde und Wasser, Weltordnung und jenseitige Gerechtigkeit gruppieren. Er schließt sich an Usener insofern an, als er die Sprache als den letzten Mutterboden betrachtet, aus dem diese Vorstellungen gleichsam hervorgekeimt seien. Nach andeutenden Ausführungen dieser Art zu Eingang des Werkes legt er an dem ersten Ruhepunkt, am Schluß des Abschnittes: »Das göttliche Wort« unter dem Stichwort »Logos« seine Auffassungen ausführlicher dar. Der ethisch-metaphysische Bestandteil des von ihm erschlossenen ältesten Glaubens der Hellenen macht nach ihm nicht den Eindruck von »Teilwahrheiten«, die durch Betrachtung des Wunders der Schöpfung gewonnen worden sind (also auf dem Wege, den Paulus Röm. 1, 19f. nach Weisheit 13, 1-15 19 beschreibt), sondern er erscheint ihm als Rudiment einer verfunkenen Gesamterfassung der Wahrheit, die vielleicht als Urgut der indoeuropäischen Völkerfamilie,

¹ 503 S. Wien 1938, Hegner-Verlag. Geb. M 20.-.

vielleicht aber auch als Urbesitz der Menschheit schlechthin in Frage kommt. - Soweit gesehen, wird man heute weder theologisch noch geschichtlich Bedenken gegen die Anschauungen des Verfassers vorbringen. Paulus schließt ja sogar eine Offenbarung im Vollsinn des Wortes, eine von Gott an die Menschen ergangene Mitteilung über sein Dasein und über die für das Verständnis der menschlichen Aufgabe notwendigen Begriffe, also die der sittlichen Ordnung, keineswegs aus, wenn er an der eben angezogenen Stelle von den natürlichen Wegen zur Götterkenntnis spricht, die dem Menschen aller Zeiten offen stünden. Und der kulturhistorischen Schule der Völkerkunde ist es schon seit langem gelungen, auch mit geschichtlichen Mitteln den Eingottglauben und das Bewußtsein der sittlichen Ordnung als ältestes geistiges Gut der Menschheit, man darf ruhig sagen, wissenschaftlich zu erweisen.

Der Verfasser hält aber von völkerrkundlichen Methoden als Hilfsmitteln zur Erforschung der Vorgeschichte nicht viel. Er verzichtet in dem vorhin erwähnten Zusammenhang auch darauf, den Begriff der Offenbarung im Sinne der christlichen Theologie zu nehmen. Nur so läßt sich seine Ausdrucksweise verstehen, die von der Sprache als dem »Mittler zwischen Gott und der Menschheit« spricht, die in sich selbst nichts anderes sei als die Offenbarung durch den Logos, von dem Johannes in seinem Prolog spricht. »Der Logos hat der Menschheit das Göttliche offenbart, indem er ihr die Möglichkeit gab, das Göttliche göttlich zu nennen.« Wenn man den Wahrheitsgehalt des letzteren Satzes in nüchterne philosophische Sprache fassen sollte, so würde man vielleicht sagen: Durch die Gabe des Verstandes, deren erster Ausdruck das nach außen gesprochene Wort ist, ist der Mensch in den Stand gesetzt, Gott zu erkennen und die obersten sittlichen Begriffe zu formen. Wer dies »Offenbarung« nennen will, nimmt diesen Begriff im Sinne der sog. natürlichen Offenbarung. Wir sind damit aber doch wieder bei dem, was der Verfasser eigentlich ausschließen wollte, den Wegen einer schlußfolgernden Erkenntnis des Göttlichen und Überfinnlichen. - Da freilich die obersten Wahrheiten der sittlichen und religiösen Ordnung aber nahe beieinander liegen, kann ich, wenn und so lange der wesentliche Umkreis dieser Wahr-

heiten noch beisammen angetroffen wird, von einer Art Ganzheitserschaffung des lebensnotwendigsten Bestandes an religiös-sittlicher Wahrheit sprechen.

Diese unsere scheinbar rein doktrinaire Auseinandersetzung mit einer wenig umfangreichen grundsätzlichen Darlegung des Verfassers möchte auf den Punkt hinweisen, wo er von den Methoden abgeht, von deren Mitheranziehung andere eine beträchtliche Aufhellung der ältesten griechischen Religion erwarten. Gleichzeitig ist damit angedeutet, wo eine Schwäche des Verfahrens von Peterich liegt. Das Wortmaterial, von dem er wesentlich seinen Ausgang nimmt, ist, wie er selbst (S. 98) bemerkt, überwiegend aus der Dichtung, namentlich aus Odyssee, Iodann vor allem aus Hesiod entnommen. Das sind aber, namentlich wenn man die Maßstäbe der Prähistorie anlegt, die mit Jahrtausenden nicht geizt, sehr junge Quellen. Nun handelt es sich freilich für den Verfasser zunächst nur darum, das älteste Glaubensgut der Hellenen festzustellen. (Unter ihnen versteht der Verfasser das Volkstum, das sich seit dem Einbruch der letzten indogermanischen Stämme in Hellas gebildet hat, die die bereits bestehenden Staatswesen der ihnen artgleichen Danaer zertrümmerten.) Aber im stillen späht der Verfasser doch immer nach den noch weiter zurückliegenden Anfängen. Es liegt das ja auch in der Logik der Sprachphilosophie oder Sprachmetaphysik, an die er glaubt: Sprache ist ein Zugang zur Unwahrheit oder ein Urzugang zur Wahrheit. Unleugbar setzt aber ein Großteil der »göttlichen Namen«, die er analysiert und durchdenkt, schon eine durch Übung gestärkte und entwickelte Kraft reflexiven Denkens voraus, die für die Anfangsstufe der Kultur eines Volkes kaum vorstellbar ist. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß Eurynome eine wirklich alte Göttin der Hellenen gewesen sei, so sehr das Interesse des nämlichen Volkes für den Rechtsbereich, auf den der Name hinweist, gesichert ist. Wenn nun gar die Schar von Namen für Bakchen und Silene, für Nymphen, Okeaniden und Nereiden ebenso viele Zugänge zu ältesten religiösen Vorstellungen sein sollen, so klingt das wenig wahrscheinlich. Ganz anders verhält es sich mit dem Begriff der Mutter Erde und auch schließlich des Uranos. Die leidige Notwendigkeit des Lebens lenkte den

Blick des Menschen, sobald er sich von reiner Jagd zum Bodenbau wandte, auf die Erde und gleichzeitig auch auf den Himmel als den Spender des Regens und der Fruchtbarkeit hin. Das ist aber die Weise, auf die die völkerkundlich ausgerichtete Religionsforschung die Entstehung der Erdkulte deutet. Und wenn der Verfasser feststellt, daß die Erde in ältester Zeit auch als Herrin der Toten verstanden wird, so anerkennt er die merkwürdige Vergesellschaftung von Erdkult und Totendienst, für die man, da zugleich die Vorstellung der Wachstumsgeister damit verbunden zu sein pflegt, den Namen 'animistische Religionsform' geprägt hat. Trotz all ihrer überragenden Begabung haben auch die Hellenen bzw. ihre Ahnen die Urstufen des menschlichen Wirtschaftslebens durchgemacht oder sind von den Ausstrahlungen dieser Stufen in Mitleidenschaft gezogen worden. Es sind nicht nur Mohren und Rothäute, aus deren Kultur und Religion man die Grundbegriffe abstrahiert hat, mit denen heute die völkerkundliche Religionsgeschichte arbeitet.

Wenn wir nun auch der Meinung sind, daß Peterich durch einen maßvollen Einbau der gesicherten Ergebnisse einer vergleichenden Religionswissenschaft kulturhistorischer Richtung Einseitigkeiten hätte vermeiden und in manchen wesentlichen Punkten teils zu bestimmteren teils zu andersgearteten Ergebnissen hätte vorbringen können, so möchten wir doch den Wert des Geleisteten durchaus betonen. Über zahllose Einzelheiten verbreitet seine Methode, die auf Welcker und Usener zurückgreift, neues Licht. Vor allem aber durchdringt und verknüpft er diese Einzelheiten und ordnet sie zu einer Gesamtschau zusammen. Darum liest sich das, was Peterich über die Legion von göttlichen »Mächten« der Griechen ausbreitet, so ganz anders als die doch sicher nicht weniger grundgelehrten Ausführungen in der griechischen Mythologie von Preller-Robert. Ja einem gläubigen Christen klingt die Deutung, die der neue Interpret den alten Anschauungen unterlegt, vielfach so eingänglich, daß er mit eben dem Wohlbehagen, das innere Sympathiegemeinschaft bewirkt, sich in das Religionswesen der alten Hellenen hineinlebt.

Es gelingt Peterich durchaus, das Gedankentiefe und Erhabene der Religionswelt, die er als die ältere gegenüber der

Welt der olympischen Gottheiten entschleiert, nahezubringen. Er betont – in einem gewissen Gegensatz besonders zu Wilamowitz – die hohe Macht und den sittlichen Ernst des Glaubens an ein doppeltes Jenseits, an Vergeltung durch Strafe und Lohn, den wir auf dieser Stufe des Griechentums antreffen. Wenn diese großen Gedanken oft auch (entsprechend der eigenartigen Anschauung des Verfassers über die Sprache als den Urquell religiöser Erkenntnis) gewissermaßen als Spontanentwicklung, als naturhafter Aufbruch aus den Worten heraus erklärt werden und somit vergessen wird, daß das wirklich Große und Bleibende der altgriechischen Gedanken doch eigentlich zum religiösen Gemeinbesitz, zu den κοινὰ ἔννοια der Menschheit gehört (zu dem sie immer denkend wieder zurückfinden kann, gleichviel welche Sprache sie spricht) – es muß uns doch freuen, von kundiger Hand vor diese vielfach vergessenen und verkannten Reichtümer des religiösen Genius der alten Griechen geführt zu werden. Ansprechend weiß der Verfasser den Sieg der menschengestaltigen Olympier mit ihren undurchsichtigen, für uns meist rätselhaften Namen über die abstrakten Göttermächte der voraufgehenden Stufe, deren Namen aber für uns vielfach so durchsichtig sind, verständlich zu machen. Fortschreitende Kultur erzeugt steigendes Fremdgefühl gegenüber der Natur. Der Mensch empfindet sich stärker als ihren großen Gegenpieler. Als der Grieche sich seiner selbst mehr bewußt wurde, sank die Verbundenheit mit den alten Mächten der Erde und des Wassers, der Dike und Themis, stieg umgekehrt die innere Anhänglichkeit an die olympischen Götter, die die Kunst der ältesten Dichter so lebensnahe gezeichnet hatte. In diesen Göttern, die nur idealisierte Menschen, manchmal auch idealisierte Menschlichkeit sind, erkannte der Hellene sich wieder.

Aber die alten, abstrakt gefaßten religiösen Mächte wurden doch nicht ganz vergessen. Was schon wiederholt festgestellt wurde, daß die vorsokratischen Philosophen, deren Denkmethode so stark vom Gegensatz beherrscht ist, mit diesem formalen Prinzip an religiöse Urgedanken des Griechentums anknüpften, an seine Vorliebe für Paare von höheren Mächten, die oft, weil je weiblich und je männlich vorgestellt, in »hieros gamos«, in heiliger Ehe

verbunden wurden – das und noch manche andere Zusammenhänge zwischen erwachender Philosophie und vorhomerischem Glauben weiß Peterich schön aufzuzeigen.

Eine Gottgestalt kommt bei dem Gelehrten, der sonst die positive, wertvolle Seite ältester griechischer Religion so gut nahezubringen weiß, gewiß zu ungünstig weg. Es ist das der Göttervater Zeus. Hier geht Peterich noch zu eng mit Wilamowitz. Hatte dieser die erhabene Gestalt des Götterkönigs gewissermaßen aus dem Zusammenfluß vieler örtlicher »Zeus« zu erklären versucht, so übernimmt Peterich immerhin die Vorstellung, daß sich der Urkern der Zeusvorstellung auf seine Beziehung zu den Höhen beschränke und er zum König aufgerückt sei, weil er eben der Gott der Höhen gewesen sei (308). Wie der Berichterstatter in dieser Zeitschrift (Bd. 132 [1937 I] 71) kurz ausführte, muß mit Leopold v. Schröder nicht nur daran festgehalten werden, daß Zeus mit Jupiter zur gemein-indogermanischen Glaubensschicht gehört, sondern auch daran, daß er den religiösen Urgedanken des einen Gottes wesenhaft in sich enthielt. Die Züge, die auf das Wetter hinweisen, sind zum Teil wohl gewiß durch nachträgliche Verschmelzung mit einem nachweisbar vom Baltikum bis zur Südsee verbreiteten, natürlich an den verschiedenen Orten verschieden benannten Wettergott entstanden. Zeus hat das allgemeine Schicksal vieler religiöser Urgedanken mitgemacht, das des Sinkens und der Entstellung. Allzu verstehend beurteilt Peterich die Liebhaftigkeit des Zeus. Es ist wohl anzunehmen, daß Xenophanes gerade auch diese Mythen im Auge gehabt hat, als er sich in so scharfen Worten gegen die Dichter wandte, die den Göttern alles Mögliche angehängt hätten. Die Erhöhung des Zeus in hellenistischer Zeit, die aber zum Teil durch pantheistische Umdeutung entwertet war, ist also Rückkehr zum ältesten Erbe.

So könnte man noch über viele Einzelpunkte streiten. Alles das ist aber vereinbar mit aufrichtiger Freude an dem schönen Werk, das einer Zeit, die es sehr nötig hat, die hohen Kulturwerte der griechischen Antike wieder ins Gedächtnis ruft und sie auf einem Felde aufweist, das vielfach verkannt worden ist und verkannt wird. Zum Schluß sei noch als ein besonderer Vorzug des Werkes gerühmt,

daß es wie wenige innere Fäden aufweist, die das Große innerhalb der verschiedenen Zeiten und Kulturen miteinander verbinden. Der Verfasser weiß geistreich und anregend Linien zu ziehen von Antike zu Renaissance, von Homer zu Dante und Goethe. Auch die nordische Sagenwelt ist nicht ganz zu vergessen. Gerade in letzten metaphysischen, ethischen und eschatologischen Gedanken lassen einzelne, noch klar erkennbare Übereinstimmungen eine tiefe Gemeinschaft der religiösen Haltung von Althellas und Altgermanien ahnen. Beide Volkstümer hatten eben von der »anima naturaliter christiana« noch recht viel bewahrt, von jenem Urgut der Menschheit, das, wie wir allenthalben in der Geschichte der Völker sehen, erst beim Überhandnehmen der äußeren Kultur manchmal allmählich, manchmal überraschend schnell in den Hintergrund gedrängt wird – bis dann der Ruf Christi an die Völker ertönt, und sie sich dann im Innersten aufgerufen, in ihrer letzten Sehnsucht verstanden, an ein längst verschüttetes Erbe wieder genähert fühlen können.

Peterich zeigt, trotz des »Gewagten«, das nicht wenigen Einzelaufstellungen anhaftet, im ganzen doch erneut mit starker Eindruckskraft, daß der Entwicklungsgang der alten Religion kein restlos aufsteigender war zu Christus hin. Vielmehr mußte das Christentum die alten Völker eher zurückrufen zum religiösen Bewußtsein ihrer Jugendstufe. Damals war der Glaube an göttliche Weltordnung (wie man hinzufügen kann, an einen persönlichen Eingott) und weiterhin namentlich eine Jenseitsanschauung, für die Peterich nicht ansteht die Worte »Himmel« und »Höllenvorstellung« zu gebrauchen, so lebendig gewesen, daß die entsprechenden Teile der christlichen Botschaft, Gott- und Vergeltungsglaube, davon gar nicht allzu sehr abstachen; die Mitte der apostolischen Verkündigung aber, das Wort vom erbarmenden Heilsratschluß des Vaters, konnte recht wohl daran anknüpfen.

Karl Prümm S. J.

Liturgiepädagogische Arbeit

Für den Liturgen wie für alle im liturgischen Gebetsleben der Kirche Bewanderten erhebt sich jeden Tag die Frage von neuem, wie wir die heranwachsende christliche Jugend und alle weniger liturgisch Bewanderten in das Gebetsleben und vor